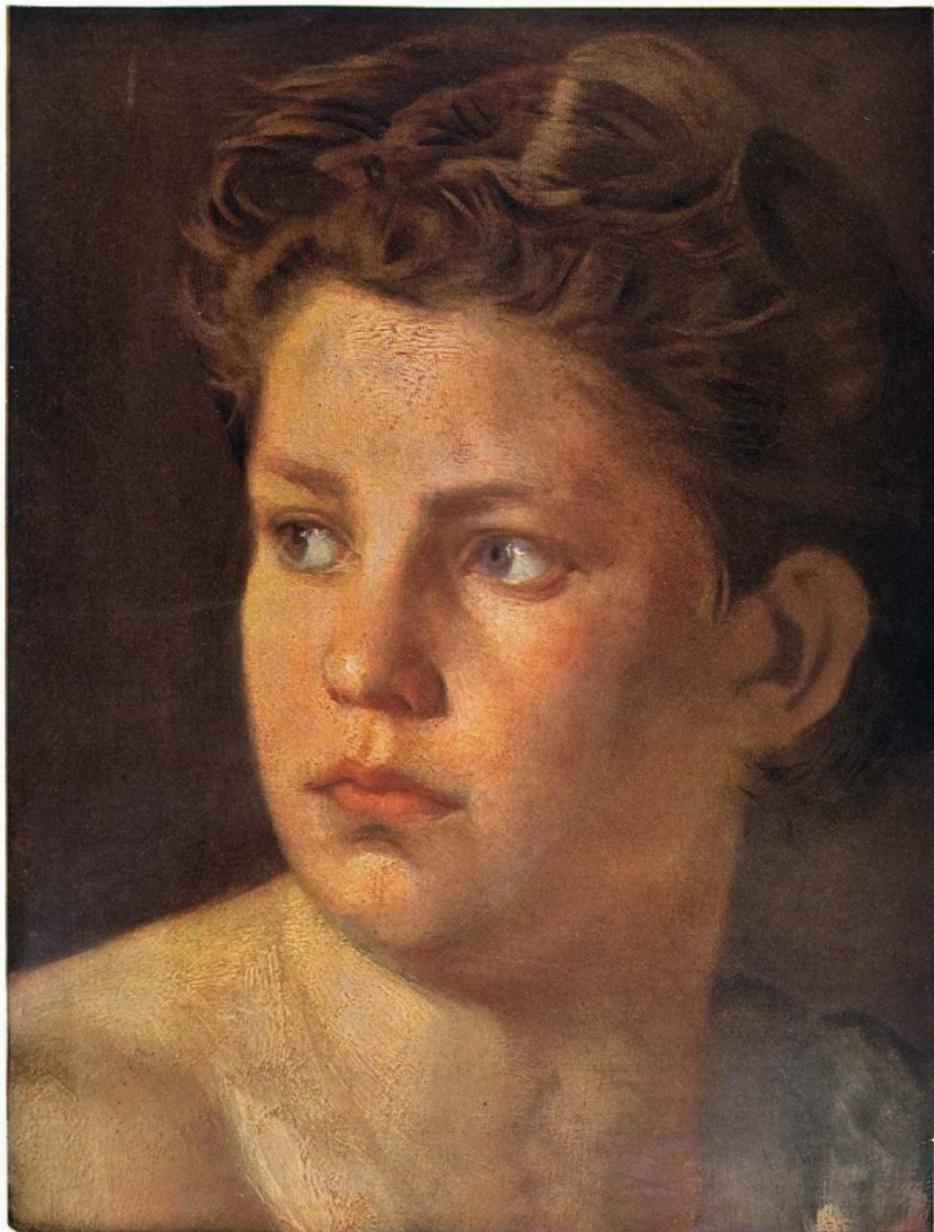


JUGEND

Preis 40 Pfennig

MÜNCHEN 1938 / NR. 9
STADT DER DEUTSCHEN KUNST



Aus unserem Skizzenbuch

Keine Zeit zu verlieren

Musik von Millöcker

Im Ufa läuft der Film Gasparone, nach der Operette von Millöcker. Reizender Film, — dreht sich um zwei Paare, die sich nach den üblichen Widerständen, schließlich „kriegen“. Warum in der Ankündigung aber nur die eine Hälfte des einen Paares und die andere Hälfte des anderen Paares genannt werden, ist uns nicht klar. Wo das „Star“ wesen heute angeblich so verpönt ist! Nach unserer Ansicht verdienen die Träger der Hauptrollen, ob „Stare“ oder nicht, gleichberechtigt nebeneinander aufgeführt zu werden. Ohne die Leistung des entzückenden Tanzgenies Marika Koff und des eleganten Johannes Seifera irgendwie schmälern zu wollen, finden wir Heinz Schorlommer als den eigentlichen Partner des feurigen Paprikamädchens entzückend und Edith Schellner als Gräfin Ambrat auch nicht zu verachten. Ferner wird in den Titelrollen Rudolf Platte, aber nicht seine reisende Partnerin Ursula Herking erwähnt, die nach unserer bescheidenen Ansicht eines der stärksten Nachwuchstalente und nicht einmal mehr unbekannt ist. Nun, das ist unser privates Urteil. Aber wie man sieht, ist es gefährlich, das Urteil des Publikums vorwegzunehmen. Man nenne deshalb jeden auf dem Platz, der ihm seiner Rolle nach gebührt. Das Publikum kann dann selber urteilen. Wenn wir uns recht erinnern, stammt die Musik zu Gasparone aus der Operette von Millöcker. Darum sehen wir nicht ein, weshalb Peter Kreuder, der lediglich eine Bearbeitung vornahm, als Komponist gefeiert und persönlich auf der Bühne gezeigt wird. In seine musikalische Leitung erinnern wir uns mit dem größten Vergnügen, doch scheint es, daß bei solchen Bearbeitungen der Bearbeiter mehr im Hintergrunde bleiben sollte, will er nicht in den Ruf eines Plagiators kommen.

Sair

Haben wir uns im Vorangehenden für eine „saire“ Programmgestaltung eingesetzt, so fehlt uns bei diesem Worte, das wir getrost mit „ankständig“ überlegen könnten, eine Anzahl von Olympiadyminen ein, die seinerzeit auf einem Wettbewerb in großen Massen einlefen und von uns auf ihre Brauchbarkeit zu beurteilen waren. Gewissenhaft sonderten wir nur das Größte aus, wie z. B. eine Symme, der die Gebrauchsanweisung beilieg: „Dieses von mir erforschte Symen (!) ist nach der Melodie: Deutsch ist die Saar zu singen“ und worin der stolze Spruch vor-

kam: In aller Herzen ist ein Ruf: hinaus mit Dir! Fremdworte erfreuten sich in diesen Symmen großer Beliebtheit, und unter ihnen besonders das Wort fair, von dessen Anwendung wir folgende Proben geben:

Olympe du, nun kämpfe fair,
Scheue den Krieg und sein Salair.

Oder:

Oh es ist die schönste Feier,
Um zu kämpfen stolz und fair.

Am besten aber gefiel uns der Spruch:

Fair und smart — deutsche Art!

Das reuige Beichtkind

Zur Beichte ging Kathi, die sechzigjährige Dienstmagd und klagte sich an, sich mit einem jungen Manne vergangen zu haben. — „Was“, sagt der Pastor, „Sie alte Person?“

„Ach, Herr Pfarrer“, entgegnete Kathi, „es ist scho vierzig Joor her.“

„Ja, haben Sie das denn noch nie gebeichtet?“

„O doch, Herr Pfarrer, des beicht i jedesmal!“

„Ja, warum denn das?“

„Ja, Herr Pfarrer, es ist halt eine so liebe Erinnerung.“

Zu Weihnachten war Onkel Stromeyer von Amerika herübergekommen, um nach vielen Jahren einmal wieder das Weihnachtsfest im Kreise seiner Lieben zu erleben. Er ist ein betagter alter Junggeselle, etwas wunderlich, aber drüben



recht wohlhabend, ja zu deutsch gesprochen, reich geboven. Und das entschuldigt manche Schullenhaftigkeit. Aber auch wenn der Onkel weniger reich wäre, würde er die Sympathie seiner Verwandten genießen. Denn er war, wenn auch etwas kurz angebunden, doch immer guter Laune, und hatte die seltene Gabe, zur rechten Zeit taktvoll wieder abzureisen. Nun war er allerdings schon etwas klapperig geworden, und seine Verwandten fühlten, daß es vielleicht das letztemal sein würde, daß er nach dem alten Vaterlande zurückkehrte. Der Onkel schien das auch zu fühlen, denn er hatte schon sein Testament gemacht, was er seinen Neffen und Nichten, die inzwischen alle zu jungen Eheleuten berangereicht waren, in einer Weihnachtsansprache mitteilte. Keiner von diesen jungen Leuten hatte bisher einen männlichen Erben. Da der Onkel nun nicht wollte, daß sein Name ausstirbe, — so verkündete er feierlich — vernahm er hunderttausend Dollar dem, der zuerst mit einem männlichen Nachkommen aufwarten könne. Dem Onkel wurde daraufhin allgemein geräuschvoll zugestimmt. Hermann aber, der jüngste unter den Geschwistern, nahm seine blutjunge Frau bei der Hand und sagte bloß: „Komm Marie!“

Die Jugend

Zeichnungen von Macos





Im Rosenhag

Edmund Steppes



Schafe im Gebirge

Edmund Steppes

EIN DEUTSCHER MALER:

Edmund Steppes

Obwohl sein Großvater einst schon dem jungen Georg Girtb die Wege zur Jugend geebnet hatte, will es eine seltsame Verkettung von Umständen, daß Edmund Steppes erst heute zum ersten Male in der Jugend erscheint. Was seine Kunst vor allem auszeichnet, ist die zeitlose Keinheit und Klarheit seiner Bilder. Edmund Steppes ist durchaus eigene Wege gegangen und hat sich ein Menschenalter hindurch garnicht, aber auch nicht im geringsten, durch die jeweiligen Zeitmoden beirren lassen.

Zur Malerei kam er durch eine heisse Liebe zur Kunst. „Ohne Liebe gibt es keine ursprüngliche, schöpferische Kunst“, sagt er. „Soweit ich mich zurückerinnere, mußte ich zeichnen und malen und in ehrfurchtsvoller Ergrißtheit die Schönheit der Schöpfung anstaunen.“ Die künstlerische Veranlagung hat Edmund Steppes von der Mutter. Sein Vater hatte für die künstlerischen Neigungen des Sohnes nicht viel übrig. Aber ein geborener Künstler hat keine Wahl, und so setzte der junge Steppes es durch, daß er sich der Kunst widmen konnte. Aus seiner

schönen Heimatstadt Burgbauhen kam er nach München.

Auf der Akademie hielt er es nicht lange aus. Seine eigentlichen Lehrer waren die alten deutschen Meister. „Ich kam auf die Akademie“, erzählt der Künstler, „um die Technik der großen Meister zu erlernen. Aber niemand konnte mir das beibringen. Man wußte es selber nicht.“ Was die Lehrer konnten, konnte Edmund Steppes auch, oder vielmehr, sie malten in ihrer Art und er in seiner. „Ein wahrer Künstler kann seinen Stil nicht erlernen, er kann nur ein Technik erlernen. Denn der Stil eines Künstlers ist der Ausdruck seiner eigenen, schöpferischen Persönlichkeit.“

Zur Kunst gelangt man durch Staunen. „Das Geheimnisvolle, das Unenträtfelbare und stets Eigenartige, ja Seltsame der Schöpfung ergreift mich besonders tief, und aus dieser Ergrißtheit, diesem Staunen heraus verwachsen meine Bilder, die mich plötzlich wie Träume überfallen und oft mehrere Variationen nach sich ziehen.“ Aber um Träume und Einfälle künstlerisch gestalten zu können,

sind zahllose und eingehende Naturstudien nötig. Der Künstler ist unendlich fleißig. Tausende von Skizzen und Zeichnungen sind in 45 Arbeitsjahren in seinem Studienschrank zusammengekommen. Aber alle diese Studien von Menschen und Tieren, Bäumen und Felsstücken, Wolken und Landschaften sind doch nur Bausteine zu dem Werke, das der Künstler in seinen Visionen gestaltet. Denn diese Landschaften, in ihrer unsäglich reinen Farbe und Keuschheit, sind geträumte Märchen.

Die Ehrfurcht vor der Schöpfung, die in diesen Werken liegt, verlangt Gewissenhaftigkeit gegenüber der Kunst. In jahrelangen Forschungen hat der Künstler Malweisen und Maltechniken studiert. Er reibt sich seine Farben selbst, stellt seine Bindemittel und Malgründe selbst her. An den Werken der alten Meister fiel ihm auf, daß sie um so besser und reiner erhalten sind, je weiter sie zeitlich von uns entfernt liegen, und daß die besterhaltenen Werke kein Öl enthalten, das nachdunkelt, sondern Eigelb, Kasein, Wachs und Gars. Goldstafeln, bei denen

eine Schicht zähen lichtesten Papierses zwischen Holz und Malgrund liegt, haben sich als besonders haltbar erwiesen, und Edmund Steppes hat seine Maltechnik auf Grund dieser Erfahrungen aufgebaut. Mit unermüdblichem Fleiß hat er sich die Mittel erarbeitet, die ihm den unbeschweren Ausdruck seiner Persönlichkeit ermöglichen. Denn Kunst ist ihm die innere Klärung und Keimigung der Künstlerpersönlichkeit, die durch alle Schicksale hindurch sich treu bleibt. In der Keimheit der eigenen Seele gibt der Künstler durch sein Werk eine unbewusste Verherrlichung des Volkscharakters. So darf Edmund Steppes sich in der Keimheit und zeitlosen Tiefe seiner Kunst mit Stolz einen deutschen Künstler nennen.

Vergnügungsgreise

„Nun Herr Kollege, wie haben Sie sich in den bayerischen Alpen amüsiert?“

„Ausgezeichnet! — Ich habe an den sogenannten Maeterlin genau zweihundertdreißig orthographische Fehler korrigiert!“

Teueres Vergnügen

„Sie haben zugestanden, Herr Goldental einen Erzschwindler geheißen. Haben Sie sonst noch etwas hinzuzufügen, Angeklagter?“

„Zuzufügen hätte ich noch allerhand, Herr Richter, aber es kommt mir zu teuer!“

Großmutter von Heute

Von Karl Gideon Gößeke

Schauplatz: Die Elektrizität.

Zeit: Sonntag zwischen 8 und 9 Uhr früh.

Ein altes Mütterchen steigt ein und setzt sich auf den einzigen noch freien Platz mir gegenüber. Ihr Gesicht ist durchfurcht von Sorgenfalten, die Haare sind schlohweiß, die Hände abgearbeitet und vertrocknet. Aber die Augen sind klar und auf der Höhe. Sie lücheln überall herum und sehen alles, was vor sich geht.

Am Arm des Mütterchens hängt eine riesengroße Handtasche, echt Kindeleder verfertigt, aber Modell 1890, ich glaube, damals kam gerade der Jugendstil auf. Aus dieser Zeit mußte auch der Hübel von Gut flammen, der des Mütterchens Kopf bedeckte. Der grünliche Mantel vom vielen Waschen eingelaufen, konnte ebenfalls nicht viel jünger sein.

Das Mütterchen holte eine große Brille aus der dunklen Öffnung der Handtasche und setzte sie sich umständlich auf die Nase. Dann holte sie ein Buch heraus. Sie hielt es sich dicht vor die Augen und anscheinend mit Eifer begann sie die geistige Nahrung zu sich zu nehmen, denn ihre Lippen bewegten sich, während sie

las. Ich schloß aus dem ganzen Gebahren des Mütterchens auf ein Gebetbuch. Ich wollte meinen Augen nicht trauen, als ich auf dem Buchdeckel, der mir zugekehrt war, den Titel las: „Kleine italienische Sprachlehre zum Selbstunterricht.“ Ich kann wohl sagen, ich war erstaunt.

Noch größer aber wurde mein Erstaunen, als das Mütterchen nach einiger Zeit die „Kleine italienische Sprachlehre zum Selbstunterricht“ wieder wegsteckte und statt dessen ein umfangreiches Notizbuch aus ihrer Handtasche hervorbrachte, das mit zittriger Schrift fast ganz vollgeheftet war und dem man die starke Benutzung auf den ersten Blick ansah. Ich stellte fest, daß auf der einen Hälfte jeder Seite italienische Vokabeln standen und auf der andern Seite jeweils ihre Bedeutung in Deutsch. Das Mütterchen legte sich dann auch ihr selbstgeschriebenes Vokabelheftchen auf die Knie, lernte Vokabeln wie ein kleines Schulumädchen, hielt die eine Hälfte der Seite mit der Hand zu und hörte sich selbst ab. Ich war begeistert wie selten.

Nun einmal neugierig geworden, wollte ich auch den Grund wissen, weshalb eine Greisin, die ich hoch in den Sechzigern schätze, sich noch der Mühe unterzog, eine fremde Sprache zu lernen und woher sie die Schwungkraft nahm, dieses schwierige Unternehmen durchzuführen. Dabei fragte ich das Mütterchen, als es einmal vom Lernen gerade aufgab:



Deutsche Berglandschaft

Edmund Steppes

„Wollen Sie verreisen?“

Sie haßte ein: „Jawohl. Aber erst in ein paar Monaten.“

Ich: „Italien?“

Sie: „Jawohl, Italien. Ein Sohn von mir hat sich dort mit einer Italienerin verheiratet.“

Ich: „Und da meinen Sie, daß es für Sie notwendig sei, in Ihrem Alter noch Italienisch zu lernen? Das finde ich reizend von Ihnen!“

Und da antwortete mein Mütterchen: „Mein junger Mann, notwendig ist es nicht. Aber glauben Sie, ich lasse mir von den Jungen auf der Nase herumtanzen? Die könnten mir ja vormachen, sie hätten Mütterchen gemeint, wenn sie „olle Gans“ gesagt haben. Und das gibt's nicht. Lieber lerne ich auf meine alten Tage noch Italienisch!“

Sprach's, blickte sich um, bemerkte, daß sie am Fahrziel angelangt war, stopfte ihr selbstgeschriebenes Vokabularium und die Brille hastig in die Sandtasche, band auf, nickte mir zu, zeterete mit dem Schaffner, daß er ja lang genug halten sollte, stieg aus und bald war sie hinter anderen Menschen verschwunden.



Edmund Steppen

Uwe, der Knecht, im Kampf gegen Engel und Satan

Von Werner Granville Schmidt

Detlev Dierksen, der dicke Krugwirt, kaufte verdorren auf das eintönige Gauschen des Regens und das gurgelnde Plätschern der Dadrinnen.

Wie er noch überlate, ob es nicht besser sei, frühzeitig abzuschließen und sich die Federdecke über die Ohren zu ziehen, weil doch mit Kundschaft nicht zu rechnen war, tappten schwere Schritte auf dem flur.

Herein trat, blinkernd und tropfend vor Wässe, ein blonder Söune mit krallblauen Augen.

Mit einem Kernschuß warf der den Kuchack ab und ließ sich auf den nächsten Stuhl fallen.

„Hier her, — einen großen Schnaps zum Vormärmen, — und dann was vors Messer! Mein Magen knurrt schon wie ein bösariger Schlächterhund!“

„Man fimmig, fimmig!“, mahnte Dierksen und ruppelte ächzend seine drei Zentner Lebendgewicht hoch. „Du siehst nicht so aus, mein Junge, als ob du verbungert vom Stuhl fallen wollest. — Dauern-frühstück kannst du haben. — Eier, Speck und Weatkartoffeln in einer Pfanne; — ich bin auf Eßgäße sonst nicht eingerichtet.“

Der Junge nickte und streckte die Beine behaglich weit unter den Tisch. „Aber doppelte Portion! — Und ein bißchen schnell!“ Dierksen mümmelte etwas in den Bart, als er zur Küche schlurfte. Er war

für die Gemütlichkeit und ließ sich nicht gerne bezgen. Diese jungen Kerle wollten für ihre paar Groschen gleich die ganze Welt aus den Angeln heben; aber da kamen sie bei Detlev Dierksen an den Verkeherten.

Nachher setzte er sich aber doch zu dem Fremdling an den Tisch, beobachtete wohlgefällig, wie der einhaute, und versuchte ihn ein wenig auszufragen.

„Wo soll die Keise denn noch hin, junger Mann?“

„Zu Jens Jensen. Er hatte durch die Zeitung einen Knecht gesucht, und morgen trete ich an. Kann ja nicht verlangen, daß sie mir so spät am Abend noch auf-tischen bei Jensens.“

Der dicke Dierksen bekam einen Fußten-anfall von Lachen.

„Bist gerade vor die richtige Schmiede gekommen, mein Lieber. Die, und die auf-tischen! Müstige dicke Grüne, schimmeli-gen Käse und ranzigen Speck haben sie da auf der Wochenpreiskarte. Es hat sich noch keiner überfüttert dort. Die meisten haben schon in den ersten Tagen die flucht ergriffen — nicht nur wegen dem schlechten knappen Essen — sondern auch von wegen Engel und Satan. Jens Jensen muß wohl seine Knechte von auswärts durch die Zeitung suchen; denn hier findet er keine Dummen mehr.“

Der junge Knecht wachte mit einem Drotreiß schon säuberlich das Fett aus der Pfanne und zog ein wenig die Brauen hoch. „Wiejo Engel und Satan? Oder ist mir der Regen auf die Ohren geschlagen, daß ich nicht recht verstanden habe?“

Dierksen grinste. „Engel ist Jens Jensens einzige Tochter. So heißen viele Mädel in unserer Gegend. Verguckt hat sich schon mancher in sie; aber sie ist mit Verlaub zu sagen, ein zäher Draten; hat Haare auf den Zähnen und ein Mundwerk wie 'ne Pfeffermühle. Satan ist Jensens Suchhengst. Ein elender Beißer jagt ich dir. Einem Knecht hat er mal ein Ohr weggebissen; einem andern glatt den Unterarm durchgebissen. — Na, ich gratuliere dir herzlich zu der Stelle, mein Junge.“

„Danke!“, entgegnete der fremde und spülte sich mit dem reißlichen Bier den Mund. „Solch eine Stelle habe ich mir schon lange gewünscht. Jetzt sag, was ich schuldig bin; ich möchte hinüber zu Jens Jensen und mir Engel und Satan aus der Nähe befehen.“

„Ich bin Uwe, der neue Knecht!“, sagte der junge fremde, als ihm Engel Jensen selbst die Tür öffnete.

„Ein ganz ansehnliches Mädel“, dachte der junge Durche befriedigt.

Aber da fing Engel schon an zu keifen: „Kommt man spät abends fremden Leuten ins Gaus? — Und nach dem Wirtshaus richtst du auch auf zehn Schritte. — Glaube nur ja nicht, daß es jetzt noch was zu essen gibt. — Marsch ins Bett! Morgen geht's um Vier an die Arbeit.“ —

Am nächsten Morgen fing es kaum an zu tagen, da trommelte Jens Jensen den neuen Knecht schon aus den Federn.

„Kaus aus dem Bett, und in den Stall zum füttern! — Die Grüne gibst's erst nachher. Wer essen will hier, muß vorher auch gearbeitet haben. — Sei aber vorsichtig mit dem Gaus; — er beißt.“

Uwe klebete sich gemächlich an. Bevor er zum Stall hinüber ging, warf er noch einen Blick in die Küche. Über dem Feuer brodelt ein eisernen Gropen die Grüne. Irgendwo in einem Nebenraum hörte er Engel mit der Magd keifen.

Mit einem Griff packte Uwe den eisernen Feuerhaken und legt ihn in die Glut. Als die Eisenstange so heiß war, daß sie richtig zitterte, als er darauf spuckte, nahm er sie und ging damit zum Stall.

„Satan“ stand vor seiner Krippe und legte tüchtig die Ohren an, als er einen Menschen nahen hörte.

Uwe ging forsch zu ihm heran. Plötzlich wandte der Hengst den Kopf und schnappte zu; — aber im selben Augenblick prustete er — verdrehte die Augen im Kopf — schüttelte sich und miederte vor Schmerz. Uwe hatte ihm nämlich vorsorglich die glühende Eisenstange hingehalten, und der Hengst hatte hineingebissen in seiner blinden Wut.

„Das nennt man eine Pferdekut!“,

lachte Uwe vor sich hin. „Den Satan habe ich, denke ich mir, kuriert; nun muß noch der Engel daran glauben. Nur mit dem heißen Eisen wird es nicht gehen.“

Er schüttete dem Hengst Futter in Kaufe und Krippe und ging dann wieder hinüber zur Küche, wo er schnell den Feuerhaken an seinen Platz hing.

Nachher setzte man sich zu Tisch. Es gab muffige dicke Bräute, wie der Krugwirt es prophesie hatte, und Engel hatte Sorge getragen, daß niemand sich den Magen überladen konnte. Jens Jensen eröffnete den Keihen. Er nahm nur ganz wenig; damit der neue Knecht sich daran ein Vorbild nehmen konnte. Uwe langte zu, ehe Engel die Schlüssel an sich bringen konnte, und schöppte den ganzen Keß heraus.

Wie erklart haben ihm die andern zu. Engel saßte sich zuerst und überschüttete ihn mit einer Flut von Schimpfsworten. Zuletzt schrie sie:

„Bist du die Grütze! — Ich will die Grütze haben!“

„Da hast du sie!“, sagte Uwe seelenruhig, hob den Teller und stülpte ihr den warmen Brei über den Kopf.

Engel konnte nicht mehr reden, weil ihr Mund und Nase verstopft waren. Auch die Augen bekam sie nicht mehr auf. Sie gebärdete sich in ihrer Wut und Stillosigkeit wie närrisch, so daß Jens Jensen sich nicht halten konnte und vor Lachen laut herausplagte.

„Komm Uwe!“, sagte er glucksend, „wir wollen auf's Feld. Mich will Engel auch immer kurz halten und noch mehr sparen, als nötig ist. Du hast ihr's gut gegeben.“

Sie spannten nun den Juchs an; aber der war plötzlich lammfromm und machte feinerlei Miene, zu beissen.

Jens Jensen konnte sich nicht genug darüber wundern.

„Ja weißt du, Bauer, ich hab' so ein altes Familienrezept“, sagte Uwe geheimnisvoll. „Damit kriegt man die widerpeniglichen Kreaturen fiere.“

„Du bist ein Teufelskerl!“, lobte Jens. „Jetzt ist der Gaul das Doppelte wert. Sieh zu, daß du meinem Mädel auch noch den Kopf zurecht setzt; dann sollst du's nicht bereuen.“

Als sie um Mittag vom Felde kamen, lag Engel im Bett.

Sie sei krank durch die Aufregung, ließ sie durch die Magd bestellen, und deshalb habe sie nicht Fodhen können.

„Das ist ihre Nade“, sagte Jens Jensen bedrückt und kratzte sich den Kopf. „Was machen wir nun?“

„Selber Fodhen macht fett“, tröstete Uwe und holte die schönste Speckseite aus dem Kauch. Danach schlug er ein Duzend Eier in die Pfanne. So Bauer, ich sorgte für uns; denn du hast ja selbst gesagt, daß der, der gearbeitet hat, auch essen soll.“

Als Engel das Gewese in der Küche hörte, und der Duft von Speck und Eiern



Edmund Steppes

ih in die Nase zog, war sie plötzlich wieder gesund.

„Kranke Leute müssen sich schonen“, sagte Uwe mit scheinheiligem Mitgefühl. „Wir werden schon alleine fertig. Leg' dich nur wieder ins Bett.“

Da wurde aber Engel suchstufenswild. „Wenn ich nichts habe, sollt ihr auch nicht essen!“, schrie sie, und ehe der verdunte Uwe zugreifen konnte, hatte sie die Pfanne schon in den Händen und schüttete das ganze Gericht ins Feuer.

Kohlnachend wandte sie sich dann an die Magd: „So, Silke, nun mache ich uns beiden Eier und Speck. Wenn doch alles vertan und verlorndet werden soll, wollen wir nicht das Nachsehen haben. — Und die frischesten Eier nehmen wir!“

Kaus war sie, zum Sünderfall hinüber; aber Uwe schlich ihr wie ein Indianer nach und riegelte von außen ab, so daß sie eingesperrt war.

Die Magd schickte sie mit einem Auftrag fort, damit sie ihre Brotgeberin nicht bespötte.

Erst nach ein paar Stunden ging Uwe wieder zum Stall.

„Sind wir jetzt friedlich geworden, fleines Fräulein?“, forschte er.

Keine Antwort.

„Soll ich wieder aufmachen?“

Keine Antwort.

„N“, dachte Uwe, „ob sie gar nicht mehr im Stall ist? Vielleicht hat sie irgendwo ein Bett gelockert und ist entwischt.“

Vorichtig öffnete er die Tür ein wenig — und noch ein wenig. Da flog ihm ein Zuhneri ins Gesicht und zerplagte, und dann folgte ein Eierbombardement, das sich gewaltsam und gekämmt batte.

Soren und Schen verging Uwe; er konnte weiter nichts machen, als nur die Hände schützend vor's Gesicht pressen.

Engel aber lief zum Vater. „Sofort jagst du Uwe aus dem Haus. — Er oder ich!“

Uwe kam dazu. „Bauer, laß dich nicht klein kriegen!“, betete er. „Du willst doch nicht nach deiner Tochter Pfeife tanzen? Denk' daran; jetzt geht's um Biegen und Brechen!“

„Das tut es auch!“, rief Engel, lief nach des Vaters Schreibtisch und zerret ein Bündel Banknoten aus der Schublade.

„Vater — geht Uwe heute? Zahl' ihm den Wochenlohn meinetwegen; aber aus dem Haus kommt er: — sonst werfe ich das ganze Feld, was du für die zwei Kübe bekommen hast, ins Feuer!“

„Er geht, Engel“, kapitulizierte Jens Jensen. „Du Teufelsbrat bringst mich noch ins Unglück! — Uwe, packe im Guten dein Bündel; sonst macht mir Engel die Hölle im Haus.“

„Oha!“, sagte Detlev Dierksen, als der Knecht Uwe am nächsten Abend wieder bei ihm einkehrte. „Schon die Nase voll: — oder wie soll ich mir sonst den gepackten Ruckack beuten?“

Uwe nicht bekümmert mit dem Kopf, daß ihm eine blonde Strähne melancholisch in die Stirn fiel. „Mit dem „Satan“ bin ich fertig geworden, aber der „Engel“ war mir über.“

Praktische Haarstrijur

In einem fahsingdurchquirlten Saal hatte der Zufall zwei Männer an einen Tisch gesetzt, denen offenbar ihre Sünden durchgegangen waren. Nun ist das ja im fahsing keineswegs tragisch zu nehmen. Das schienen auch die beiden Männer zu fühlen, die dem Alkohol reichlich zusprechen und sich in Balde als verwandte Seelen entpuppten. Beide trugen die anprüchloseste und zugleich angenehmste aller fahsingsbekleidungen: farbiges Hemd, farbiges Galstuch, rote Schärpe

und weite schwarze Hose. Der eine war Blaser in der Oper, und wie es der Beruf mit sich bringt, hatte er eine Glage und ewigen Durst. Ofengestanden ist uns noch nie ein Blaser ohne Glage und ohne Durst begegnet. Weibes hatte der neue Freund denn auch bald entdeckt. Auf den manierlich geschnittenen Haarfranz hinweisend, der den strahlenden Vollmond umrahmte, meinte er tiefinnig: „Sag mal, behältst du eigentlich den Kaut auf, wenn du dir die Haare schneiden läßt?“

Der Künstler-Maskenzug in München um 1840

Von Johanna Arngen-Schmitz / Mit Zeichnungen von Neureuther

Das Jahr 1839 ging seinem Ende entgegen, — da flossen die Werkstätten Münchens über von kostbaren Stoffen, — Samt, Seide und Brokat. Die Strickereien schafften Tag und Nacht, die Goldschmiede legten ein märchenkönes Geschmeide nach dem andern aus der Hand, Schuhmacher, Gerber, Schneider erfüllten Aufgaben, wie sie ihnen sonst nie gestellt worden waren. Denn die Aufträge kamen aus der Künstlerstadt Münchens, nach Vorbildern Dürers und anderer Meister, die seine Zeitgenossen waren. Genau mußte alles sein und edel und prächtig. War's doch die Epoche der Historienmalerei, die sich etwas darauf zugute tat, Geschichte zu kennen.

München besaß in seinen Künstlern und Frauen eine Fülle von Gestalten die an Pracht und Erscheinung jeden Wunsch erfüllten, — oder vielmehr fast jeden Wunsch, denn so üppig auch die Schar der historischen Persönlichkeiten anwuchs, die Hauptfigur, Kaiser Maximilian, wollte sich nicht zeigen.

Bis einer der Herren des Hofstaates sie im Hofgarten stehen sah, in Jugendkraft und Schönheit: Maximilian, wie aus dem Bilde gehiegt. Hatte der kunstbegeisterte Herrscher in einem zweiten Leben als Maler „Lichtenheld“ zurückkommen wollen: Dies war nämlich der Name des jungen Künstlers. Von der Waterkant her kam er vor wenigen

Tagen nach München. Er arbeitete im Hofgarten und ahnte nicht, welche Ehre ihm der Herr zubachte, der da in freudiger Erregung auf ihn zukam. Aber nicht lange brauchte man ihm zu erklären, was man von ihm erwartete, — schnell fand er sich in die Rolle der charmanten Majestät und führte sie bis zum Ende glänzend durch. Als sich später der Pseudo-Maximilian vor dem wirklichen König verneigte, fragte Ludwig I., von der Erscheinung des jungen Künstlers gefesselt: „Wer sind Sie?“

„Eurer Majestät getreuester Vetter!“, antwortete Lichtenheld schlagfertig, ganz im Banne seiner Rolle.

Ludwig staunte. Seine Künstler waren doch Mordskerle. „Thereje, hast du gehört, er verteidigt mich!“, sagte er zur Königin, während die mittelalterliche Majestät schon wieder stolz inmitten ihres Gefolges weiterschritt.

Doch dies geschah schon am 17. Februar 1840.

Janzaren! Der Zug der Bürger zieht dem gefeierten Fürsten voraus. Nach den Bläsern und Paukern, den Zug- und Junzführern der Zug der Meistersinger, Hans Sachs in ihrer Mitte. Einer der Meister schaut aus den leuchtenden Mustikragen Franz Lachners.

Und nun kommen die Handwerker! Jedesmal geben Insignien- und Bannerträger in den Junzfarben voraus, Lehrlinge und Gefellen, je zwei, folgen, die Lehrlinge mit den Werkzeugen, die Gefellen mit den Erzeugnissen ihres Handwerks. Nach altem Brauch gehen sie in Arbeitskleidung, aber mit vollen Laubkränzen. Die feiertäglich gekleideten Meister schreiten zuletzt in der Gruppe und prunken in Atlas, Samt, Pelz, Goldschmeide und lang über den Rücken hin wallenden Straußfedern.

Es sind die Kunstler etwa zwanzig, und als letzte wandert die der Maler und Bildhauer dabei, den Bürgerfürsten Albrecht Dürer in ihrer Mitte führend. Ist der Altmeister aus seinem Bilde gestiegen mit seinem Christuskopf und den gepflegten Locken, die auf die Schulter fließen: Die ganze Vornehmheit und Anmut dieses Großen scheint wiedergekehrt in dem Maler Gerhard, der die zweite Hauptfigur des Zuges verkorperlicht.

Pauker und Trompeter verkünden das Nahen des Kaisers. Zugführer in schwarz und gold mit goldenen Reichsadlern schreiten voran. Eine Schar von Landsknechten, bunt und vielgestaltig gekleidet, wandert in einem Langenwald dabei.

Schwertträger, Herolde, die Leibwache des Kaisers mit den Flambieren, Edelknaben mit goldenen Pokalen als Begleiter des kaiserlichen Mundschens, Jäger und Falkoniere im Gefolge des kaiserlichen Oberjägermeisters, eine feine Gruppe von Edelknaben, — und nun er selbst, den man, wie Marc Aurel, die Wonne der Menschheit nannte. In goldenem Brustharnisch und Hermelinmantel von schwarzdurchwirktem Goldstoff, auf dem Barett die goldene Krone, nicht er, in dem des Vaterlandes Große wie eine märchenköne Fantasia sich gekleidet, Fackelträger mit Bittervisier umgeben ihn.

Und als Nachster des Kaisers Hofnar: Kunz von der Rosen. Wie Kunz zu Brügge im Mönchseneid in Maximilians Kerker drang, damit der König unter der Mönchskurte verdeckt, fliehen könne und das Volk an seiner Stelle einen Narren finde, wie Mar das Opfer nicht annahm, da es einem König nicht zieme, sein Wort zu brechen, das läßt Maximilian und Kunz dem Volke verschmolzen erscheinen als Symbol deutscher Treue. Das Gewand Kunzens im festlich zum Ausdruck. Schellen an seinem Barett, das jedoch nicht die form der Narrenkappe hat, erinnern an seine Eigenschaft als lustiger Kat, sonst ist er rosenfarben gekleidet und mit Rosen geschmückt, und



Maler Spitzweg als Stadtschreiber



Maler Schleich als Waffenschmied



Maler Gerhard als Albrecht Dürer

als tapferen Kämpfen kennzeichnet ihn das Schwert an der Seite.

Nun folgen die Ritter des Kaisers mit ihren Knappen und Edelknaben. Georg von Frundsberg, der Vater der Landsknechte, die riesenhafte Erich von Braunschweig, die Herzogskrone und Pfauenfedern auf dem Helm, Franz von Sickingen, der Maler Lindenschmidt als Andreas von Sonnenburg mit goldener Grafenkrone um den schwarzen Helmbusch, Graf Niklas Salm, der Turkenleger, Max Sittig von Hohenems, auf dem Schild den prächtigen Wahlspruch: „Trag mich nit, ich leid's nit!“ Nun noch eine Gruppe von Gelehrten, unter ihnen Virtheimer und Mannlius, und zum Schluß des Königszuges Damen und Herren im Hofkleid.

In der Maximilianszeit ging kein Fest ohne Mummerei vorüber, und so hätte etwas gefehlt, wenn nicht der Wasserfall Mummenschanz dem Strom der Historie nachgerauscht wäre. Peter von Altbas, der kaiserliche Mummenschanzmeister, eröffnet ihn, als Narr auf einem Esel reitend, und hinter ihm wirbelt das Volkchen der Hofnarren, immerfort in Bewegung; es freischt und macht freischen, sucht und flackert und springt hin und wieder zurück.

Nun ertönt ein altertümlicher, barocker Marsch, in seinen Tönen grotesk wechselnd von der höchsten Höhe bis zur tiefsten Tiefe. Er kommt aus einer in Bockshäute gebüllten Musifbände, deren Anführer den Versuchstab schwingt. Sie schreitet dem Triumphwagen der Welt Herrin Venus voraus, die, umgeben von Amoretten, auf einem Kosenlager ruht. Den Wagen umgeben ihre gefesselten Gefangenen, eine Auslese aus allen Nationen, Ständen und Ältern. Aus dem gelobten Lande

des Weines kommen zwei Rundscharfer mit einer Riesentraube, von deren Gewicht sich der Tragstock biegt, ungaukelt von einem Winterschwarm mit Käfern, Krügen und Pokalen. Nun aber fährt noch eine Traube daher, von starken Baumstämmen gestützt, und steigert den Überfluß der Rundscharfertraube ins Maasfloß. Ein trunkenes Völkchen von Silenen schwimmt hinter ihr her, und über sie hinaus ragt Gott Bacchus, tonnenreitend, auf einem Wagen, den eine Rebenlaube überwallt und den Winger und Bauern ziehen.

Wilde Männer sind's auch, die den Wagen der Jagdgöttin ziehen. In silbernen Gewand, gleich einer in Metall getriebenen Figur, thront sie droben im Schmuck ihrer schwarzen Locken. In Waldgrün gebettet, umgeben sie erlegte Tiere.

Und nun ein nordisches Wunderbild, wie aus Meister Schwinds Welt. Der Bergkönig mit lang herabwallendem weißem Bart und Haar, mit ihm, zu einer Gruppe vereinigt, seine beiden lieblichen Töchter. Um ihn graben Gnomen nach Erz, und hinter ihm schlägt der Prägemeister Münzen, die wie Gold aussehen. Ein Drache speit sie in einen Kessel, und die Pagen „Gold“ und „Silber“ streuen sie unter die Menge. „Der Kämpfer-Maskenzug um 1840“ steht auf der einen Seite, und die andere zeigt das Dürer-Wappen.

Und zum Schluß des Zuges noch eine dürrige, ganz mit sich selbst beschäftigte Narrengestalt, — Kopfschüttelnd, —



Maler Lichtenheld als Maximilian

achselzuckend. Der Narr Gullichisch ist's, der in den leeren Beutel schaut und in seinen Tiefen noch ein verborgenes Goldstück entdecken möchte. Dann und wann erwacht er aus seiner Verjunktetheit, erinnert sich seiner Umgebung und zeigt, die Strien in Verweisslungsfalten ziehend, dem Volk die gähnende Leere. — Kaiser Max, den Narren Gullichisch haßt du auch gekannt!

Nach Fasching

Zerbrochen liegt die Narrenpritsche.
Der Klimperprinz, zerzaust das Haar,
Wankt schwer benebelt in die Klütische,
Wühlt sich ins Bett und pennt — ein Jahr.

Wer möcht' noch dem Gewitzel lauschen
Aus Alkohol und Pappmachee?
Laßt endlich Schein mit Sein uns tauschen,
Und Flockenschaum mit Blütenschnee.

Prinz Fasching war ja stramm als Ritter,
Solang die Winternacht hielt stand.
Doch nun in Fetzen fliegt sein Flitter,
Der frische Morgen trat ins Land.

Horch, Harfenlaut! — Sehnsüchtig zittern
Der Weidenkätzchen Pfötchen schon;
Es ficht in Märzschlacht-Schnellgewittern
Prinz Frühling glorreich in Person!

Laurenz Kiesgen.



„Sakrament, san mir Kerle, daß mir nach'm Fasching no laasa konna.“

Musik von gegenüber

Von Cläre

Herbert Köder bewohnte ein elegantes Haus in der Parkallee, wo sich das für einen modernen Nervenarzt mit gutgehender Praxis gehört. Noch nie war ihm sein Beruf so schwer und aufreibend vorgekommen wie in den letzten Tagen. Entweder waren jetzt schon alle Frauen hysterisch oder bei ihm selbst stimmte etwas nicht mehr. Nichts als vertrackte Liebes-, Ehe- und Scheidungsgeschichten! (Lieber nie mehr eine Frau sehen als noch eine von diesen.)

Dr. Köder trat ans offene Fenster und holte tief Luft. Er lehnte sich hinaus und hing seinen Gedanken nach. Ob es nicht eine einzige Frau gab, die — er suchte nach einem Ausdruck — reinen Herzens und klaren Verstandes war?

Während dieser Betrachtung drangen leise Töne an sein Ohr, Töne eines wundervollen Mozart-Menuetts, freisollklar, voll Lieblichkeit und Ruhe. Köder hob laufschend den Kopf. Gegenüber im ersten

Stock stand ein Fenster offen; aus diesem Zimmer schien die Musik zu kommen. Hierig jog er den sommerabendlichen Duft ein. Die perlenden Töne tropften wie milder Balsam in sein wundes Gemüt. Ihm wurde so wohl und beschwingt dabei, daß er selbst über sich lächeln mußte. War ja alles halb so schlimm.

Es schien eine Frau zu sein, die da drüben spielte, nach dem weichen Anschlag zu schätzen. Sicher war es eine herrliche Frau, denn eine andere konnte nicht so empfinden. Ach, das war es überhaupt, was ihm fehlte. Mochten doch die Patientinnen so verrückt sein, wie sie wollten — wenn er nur eine liebe, vernünftige Frau hätte, die ihm abends von etwas ganz anderem erzählte, oder besser, die ihm auch etwas vorspielte, seine Gedanken wegführte vom Alltag, die erlösende, entspannende Stimmung hervorzauberte und mit freisollklaren Tönen die Wirren seines Gemüts unterbrach! Doch, spielen mußte

sie können, das war mindestens wichtiger als Kochen.

Das Telefon schrillte und zerriff den schönen Traum. Aber nicht für immer, obwohl schon Tage vergangen waren. Dr. Köder hatte inzwischen festgestellt, daß die Musik täglich ab 6 Uhr erklang und ging schon fast gewohnheitsmäßig zum offenen Fenster, um kurze Zeit zu lauschen. Als jedoch wieder ein paar besonders anstrengende Tage kamen, genügte ihm das nicht mehr. Er wollte „sie“ sehen, ihre Stimme hören, die sensiblen, begabten Hände halten, unter denen das Instrument so frohlockte. Übrigens spielte sie auch Chopin und Beethoven und in seinen Gedanken war sie ganz zu Hause.

Trotz angestrengten Überlegens fand er keine andere Lösung, als einfach hindüberzugehen und zu sagen: Ich bin Dr. Köder, bitte, spielen Sie mir etwas vor, ich habe Sie schon oft gehört und bewundert. Und er tat also: In der Tür empfing ihn eine ältere Frau, der er erklärte, daß er zu der jungen Dame möchte. Das schien ihr zwar nicht sehr erwünscht zu sein, aber sie brummete etwas wie Anmeldung und schlich zurück. Inzwischen jauchzte sein Herz, denn „sie“ war wirklich eine Dame und kein „Kerl“. Er wußte ja schon genau, wie sie aussehen würde: blond, zart, mit blütenweißem Hals und Armen und klaren, blauen Augen, weich und freundlich. Dann wurde er hingeführt und fand vor Barbara Kroll, Baba oder auch Khabarber genannt. Seine plötzlich getäuschten Sinne meinten, sie müsse eine Negerin sein, aber Baba war nur braun, ehrlich auf dem Sportplatz erworben. Ihre hellgrauen Augen leuchteten ihn fragend an, als er sich in feiner augenblicklichen Betroffenheit etwas hilflos vorstellte. Baba wies auf einen Stuhl und lächelte über seine Verlegenheit. „Warum sind Sie als Sportarzt so schüchtern?“ fragte sie mit offener Heiterkeit. „Oh, nicht Sport, sondern Nervenarzt bin ich“, verbesserte Dr. Köder. „Na—nun“, kam es langgedehnt zurück, „ich bin nicht nervös, was wollen Sie hier?“

Die knappen Worte setzten Köder wie ein frischer Wind ins Gesicht und belebten ihn wieder. „Ach“, sagte er entscheidend, „ich höre Sie spielen und es war wundervoll.“ „Wieso hörte Sie, meinen Sie wohl?“ Baba richtete sich hoch auf. „Und weiter?“ Er wurde wieder unsicher. „Sie haben einen so herrlich weichen Anschlag“, fuhr Köder fort, mit einem schiefen Blick auf ihre festen, braunen Hände.

„Also, das ist ja nun fast eine Beleidigung! Ich bemühe mich meinen Schlag so freistig und ausgiebig als möglich zu trainieren, und Sie reden von weich!“ „Aber bitte, ich kann mich ja irren“, wollte Dr. Köder sie beruhigen, aber Baba begann bereits wütend zu werden. „Ausgerechnet jetzt, wo ich kurz vor der Weltmeisterschaft stehe, kommt ein Fremder

(Fortsetzung Seite 143)

Gespräch über Mode

Ein Besuch in der Deutschen Meisterschule für Mode in München

Mode wird nicht diktiert", erklärte uns die Vorsteherin der Deutschen Meisterschule für Mode, Frau Oberstudiendirektor Kornbas-Brandt; „sie bricht herein.“ Man kann deshalb weder eine Weltmode, noch eine deutsche Mode „machen“.

Wie die Mode aufkame kommt plauderte die temperamentvolle Meisterin weiter. Jede Zeit hat ihr eigenes Gepräge, das sich auch in der Mode ausdrückt, alles ist im Fluß, die Menschen werden nach einer Zeit des Ansehens müde und brauchen Anregung zu neuen Formen, die in einem gewissen Gegensatz zum Alten stehen. Die Mode entwickelt sich nun in einem Ausgleich von Angebot und Nachfrage. Der Modeschöpfer macht Vorschläge, die dann von den Käufern angenommen oder abgelehnt werden. Was endlich angenommen wird, liegt vorher völlig im Dunkeln. Die erfahrensten Modisten, wie Poiret und Patou, haben in dieser Hinsicht schon große Enttäuschungen erlebt.

Allerdings hat Paris auch heute noch in der Mode das letzte, oder vielmehr das erste Wort. Es ist nun einmal der größte Modemacht der Welt. Aber wenn es nicht möglich ist, eine deutsche Mode ohne Zusammenhang mit der Weltmode zu entwickeln — das ist auch anderswo nicht möglich — so kann doch im Rahmen der Zeitmode eine deutsche Mode selbständig zur Entfaltung gelangen. Gaben wir es doch vor wenigen Jahren sogar erlebt, daß Bayerisch Weltmode wurde. Die deutsche Mode wird sich auch immer fern von Pariser Extravaganzen halten und mehr dem natürlichen Empfinden entsprechen. Im übrigen ist die Mode auch weitgehend abhängig von dem Material, das gerade am Markt ist, und von den Rohstoffen, aus denen es gemacht wird.

Eines können wir mit Sicherheit sagen: Die Weltmode wird weiblicher. Die Entwicklung „fort vom Garconnetry“ ist noch lange nicht beendet. Erst kam der lange Rock. Er brauchte Jahre, um sich durchzusetzen, und wird im Straßenspiel öfter wieder, wie heute, vom kurzen Rock abgelöst. Aber er wird sich nicht mehr vertreiben lassen, denn er ist es, der die weibliche Linie betont. Dann kamen Strickereien und Garnituren, und man griff in vielem wieder aufs neunzehnte Jahrhundert zurück.

Nicht unbedeutend ist der Einfluß des Films. Als der Film „Königin Christine“ lief, schien es, als wolle der Christine-Kragen in Mode kommen. Heute werden Filme aus der Diedermeierzeit stark gefragt. Nach dem Erscheinen der „Kame-



Elisav. Engelhard

liedame!“ kamen junge Damen in Scharen zur Modeschule, um sich für Saisingskostüme in dem gleichen Stil beraten zu lassen. Auch die Korzieherloden kommen wieder auf. Nur eines ist eine Errungenschaft des zwanzigsten Jahrhunderts: — Das Bein.

Das hängt mit dem Seidenstrumpf wie mit der größeren Körperbetonung unserer Zeit zusammen. Die Mode bringt jede Linie des weiblichen Körpers mit betonter Plastik heraus. Zuerst trug man wieder Brust, dann Hüften, und nun wieder wie einst — mit langem oder kurzem Rock, offen oder durch Tüll schimmernd, das Bein.

Wenn nun Mode eine reine Marktfrage ist, wie hängen dann Kunst und Mode zusammen warfen wir ein. — Nun, meinte die Meisterin, nicht die Mode allein: alles Kunstgewerbe ist eine Marktfrage. Aber es drückt einen Lebensstil aus und bedarf der künstlerischen Formung, findet die Mode nun einen Lebensstil, der allen verständlich ist, dann ist sie der große Erfolg. Die heutige Mode soll und kann von allen getragen werden. Aber es kommt zunächst nicht darauf an, die Mode für die Massen zu machen. Es kommt darauf an, wie die Kleider angeordnet werden. Zu einem guten Kleide gehört eine gepflegte Frau. Wer also eine Mode für alle

machen will, der muß auch für alle eine gepflegtheit voraussetzen, die mit Geziertheit allerdings nichts zu tun haben muß. Aber ein klein wenig mehr von jener Eitelkeit, die zur Gepflegtheit führt, möchte man heute schon manchem jungen deutschen Mädchen wünschen.

Frau Kornbas-Brandt ging dann auf die Bestrebungen ihrer Modeschule ein, die sich nach Kräften darum bemüht, daß diese Gepflegtheit Gemeingut werde. Und die Stadt München, unter deren Schirmherrschaft die Meisterschule heute steht, bringt ihre großzügige Förderung und volles Verständnis entgegen. Die Meisterin, die aus der Miesstadt Weimar stammt, ist aus den Wiener Werkstätten hervorgegangen. Während des Weltkrieges gründete sie eine Filiale des Wiener Unternehmens in der Schweiz, um ein Gegengewicht gegen die französische Modepropaganda zu schaffen. Um 1925 war sie häufig in Paris, dessen große Modeschöpfer sie alle persönlich kennt. Das Beispiel der Wiener Werkstätten machte im Reich Schule. Man versuchte, in Berlin eine ähnliche Einrichtung zu schaffen. Da der gesamte Modemarkt jedoch in jüdischen Händen war, erwies sich München als ein günstigeres Feld zur eigenschöpferischen, deutschen Modearbeit, und so eröffnete Frau Kornbas-Brandt am 8. Februar 1933 ihre Meisterschule in München. Aber erst der Umbruch 1933 gab diesem Unternehmen eine breitere Grundlage. Der Oberbürgermeister Karl Fiedler setzte sich mit seiner ganzen Tatkraft für die Meisterschule ein, die heute überall in Deutschland bekannt ist. Gegenwärtig hat die Schule über 130 Schülerinnen, und ihre Entwicklungsmöglichkeiten sind noch nicht absehbar. Und, im Vertrauen gesagt, ist die Mode auch ein Steckpferd der „Jugend“. Wir werden deshalb der Deutschen Meisterschule für Mode besondere Aufmerksamkeit widmen und regelmäßig über die deutsche Mode berichten.

Liebe Jugend!

Einem Lehrmädchen einer Schneiderin wurde beim letzten Berufswettbewerb die Frage vorgelegt, was sie, wenn sie morgens in ihre Arbeitszimmer komme, zuerst machen würde. Und da war nun zu lesen: „Wenn ich morgens in mein Arbeitszimmer komme, so öffne ich zuerst die Fenster, damit frische Luft herein kann, bringe alles in Ordnung, staube meine Büste ab und stelle sie ans Fenster!“

G. Wolf

MORGENMOND

EIN MÜNCHENER KÜNSTLER-ROMAN VON JOHANNA BIRNBAUM

Bisheriger Inhalt: Barbara Bäckner, Studentin der Philologie, fährt der Stadt ihrer Studien und ihrer Sehnsucht, München, entgegen. Dort hat sie bald Freundschaft geschlossen mit dem Bildhauer Florian Eschl, einem Kunstianatler, der dem Glaspolstreifen des Jahres 1927 recht unermüdlich gegenübersteht. Infolge Heftigkeit des Fortens ist für ihn eine Weibe lang nicht getroffen.

7. Fortsetzung.

Am Sonnabend morgen hörte Barbara nur eine Vorlesung; sie hatte ihrer Wirtin versprochen, ihr bei den Vorbereitungen für eine kleine Familienfeier zu helfen, und begleitete sie infolgedessen auf den Markt. Dieser kleine Ausflug ins Reich der Hausfrau war eine angenehme Abwechslung für Barbara, und in fröhlicher Laune vertauschte sie Kollegennetze mit Einkaufsbesuchen und Bestattungen.

In einem Feintofgeschäfts haben sie einige Bestellungen auf und fuhren dann mit der Straßenbahn zur „Strannenhalle“.

Das bunte Treiben in dem großen, hellen Raum belustigte sie, und während Fräulein Spangenberg ein Buch in der Hand absahend weg und mit dem Verkäufer verhandelte, schaute Barbara neugierig um sich. Unwillkürlich schrak sie zusammen, als ihr Blick auf ein umfangreiches weißes Schild an einem grauen Zeltstuchdach fiel, auf dem leuchtend in blauen und roten Buchstaben zu lesen stand:

Ludwig Seidl

Kind- und Schweineeschgeri
München-Dalkfieren.

Ein kleiner untersehter Mann mit spärlichem Haarwuchs und dunklen Augen, deren Ausdruck von fern her an die Florians erinnerte, nur stumpfer, weniger was als die des Sohnes, stand da in blau-weiß-gestreifter Jacke mit weißer Kattschürze und hielt einer Kundin zwei Fleischstücke zur Auswahl hin. Als diese noch überlegte, schob von der andern Seite des Standes, die Barbaras Blicken nicht zugänglich war, jemand ein Krappentüch herüber. Neue Kunden kamen hinzu. Vorhichtig glitt Barbara um die Ecke.

Sie erblickte eine hagere, altliche Frau von guter Mittelgröße, das rötlich-blonde Haar von Silberfäden durchzogen, nach allen Seiten straff rausgeklümt und auf dem Wirbel zu einem winzigen Knoten zusammengefaßt, in dem nach Art der Verleirgezeit ein Pfeil steckte. Die Augen schimmerten hell und durchsichtig, wie es oft mit rötlichem Haar und weißer Hautfarbe zusammenrifft. Ein harter Ausdruck lag in ihnen, und dennoch — — Barbara wußte, diese Frau las „Peter Camenning“, konnte die schöne Stelle über die Wolken aus-

wendig. Diese Frau hatte einen begabten Sohn in seinen außerordentlichen Plänen unterrichtet und verstanden. Von ihr hatte Florian neulich noch in seiner berben, ungeschickten Art erzählt ohne Rücksicht darauf, ob er Barbara verlegte; ihr wäre kein Mädchen gut genug als Frau für ihren Sohn, an dessen großer Zukunft sie glaubte.

Natürlich hing sie als Mutter mit stolzer Liebe an Florian. Das hätte sie Barbara sympathisch machen können; aber felsamerweise hatte sie beim ersten Blick das Empfinden von Angst und Ehen vor ihr.

Das waren also Florians Eltern! Eine Klust war da; das fühlte sie deutlich, als sie sich ihnen so unerwartet gegenüber sah; aber nicht an ihr allein würde es scheitern, wenn sie sich nicht überbrücken ließ. Florian war die leuchtende Zukunft der ganzen Familie. Ihn würden sie ihr gegenüber stets in Schutz nehmen und verteidigen; von ihm würden sie wohl jedes Opfer annehmen. Neue Hindernisse und Kämpfe malten sich in ihrer Phantasie.

Barbara wandte sich wieder nach Fräulein Spangenberg um und lief dabei Florians jüngster Schwester fast in die Arme. Leonie war wie immer auffallend elegant gekleidet, obgleich sie ein Egestell trug, in dem sie augenscheinlich den Eltern die Mittagsmahlzeit brachte. Barbara wollte erfreut auf sie zugehen. Da geschah das Enttäuschliche, daß die junge Mähdmerin, mit der sie in Florians Gesellschaft öfter vergnügte Stunden im Vokal verbracht hatte, einen hochrotten Kopf bekam und mit einem flüchtigen Gruß an ihr vorbeischnitt, als sei sie die gleichgültigste Bekanntschaft.

Barbara war außer sich. Es kostete sie Mühe, für die weiteren Besorgungen Fräulein Spangenburgs Interesse zu bewahren. Mühselig befaßigten sich ihre Gedanken mit dem jüngsten Erlebnis: Der Zufall hatte ihr Florians Eltern gezeigt. Er selbst nahm sie nie mit nach Hause mit der Begründung, sie würde sich in einer ihr fremden Welt nicht wohl fühlen. Nach dem, was sie nun gesehen hatte, schien ihr der Besitz Florians noch unsicherer. Peinlicher als die Angst vor einer feindlichen Einstellung seiner Eltern hatte sie Leonies Verhalten berührt. Schämte sich die Tochter ihrer Eltern, oder rechnete sie Barbara zu den zahlreichen flüchtigen Bekanntschaften Florians? Warum sie dann erst den Familienangehörigen vorstellen, warum sie erst in das häusliche Milieu einführen?

Barbara machte das traurig. Sie hatte Leonie, die nur wenige Jahre älter als sie selbst war, recht gern.

Auch im Laufe des Nachmittags verlor die Erinnerung an die Begegnung auf dem Markt nicht ganz, obgleich die Zeit mit den Vorbereitungen zum Fest ausgefüllt war.

Schnell brach der Abend herein. Barbara hatte die Tafel mit einer Spitzenbede, Porzellanleuchtern, Gläsern und mattsra Rosen festlich gedeckt. Die Unterhaltung der Gäste war fesselnd und anregend, und Barbara war wieder mehr denn je dazu geneigt, zumal im Unterbewußtsein der Anblick des Verkaufsstandes in der Markthalle spulte, Werte und Gefühle einer verfeinerten Kultur zu überschätzen. Sie empfand aufs neue, daß es ihr unmöglich sein würde, Florians Wesen auf die Dauer im Weisem anderer Menschen zu ertragen, die für seine Art noch viel weniger Verständnis haben würden als sie selbst.

Als Barbara am nächsten Morgen erwachte — es war ein Sonntag — drang heller Schein durchs Fenster. In der Nacht war Schnee gefallen. Noch rieselte er fein und leicht vom Himmel und zauberte die Welt voll mit Heimlichkeiten und Überraschungen. Die Häuser der Häuser machten sich mit ihrer weißen Decke auf einmal als Wichtiges bemerkbar. Die Laternen an der Straßendecke hatte eine schiefe Haube auf. Ein Mädchlein sog ihre kleinen Geschwister auf einem Schlitten. Eine Frau in grünem Wolltuch schaufelte den Schnee vom Bürgersteig.

Am frühen Nachmittag machte Barbara einen Spaziergang, von dem sie mit heißen Wangen und frohen Augen zurückkam. Sie begab



sich eifrig an die Arbeit; aber nach einer Stunde schon machte sich die Müdigkeit nach der allkurzen Nachtruhe bemerkbar, und trotzdem sie die Grammatik besetzte legte und zu einer Lektüre griff, nicht sie im Lebensstuhl ein. Erst der Klang der Besprechung von St. Ursula wachte sie aus dem Schlummer.

In grauer Dämmerung verging der Tag. Es war nicht sehr warm im Zimmer. Das Feuer hatte keine Kraft mehr. Sie rüttelte mit der Zange am Feuer und legte eine Schaufel Kohlen nach. Als sie ans Fenster ging, um den Vorhang zuzuziehen, gewahrte sie, wie sich aus dem Schatten des Hauses eine dunkle Gestalt löste und in den Lichtschein der Laterne trat: Florian winkte herauf.

Nach wenigen Minuten eilte Barbara die Treppe hinunter in einem enganliegenden, grünen Tuchmantel, der in seiner Länge und Mächtig an die Mode der Zeit keine Zugeständnisse machte. Auch das kleine braune Pelzbaret und der runde Wuff hätten bei dem damaligen Geschmack fast komisch wirken können, wenn sie bei der Jugend der Trägerin nicht angezeigt hätten, daß es sich hier um den Ausdruck einer eigewilligen Persönlichkeit handelte.

Florian und Barbara schlugen den Weg zum „Ameister“ ein.

In weißer Einsamkeit lag der Englische Garten. Ein wider Zang der Schneeflocken hatte aufs neue eingestiftet. Die wenigen Menschen, denen sie begegneten, gingen schnell, den Kragen hochgeschlagen, nach vorn gebeugt, die Hände in den Taschen.

Man konnte in dem Dampf nicht weit sehen; aber sie hatten die Anlagen bereits hinter sich und waren in den nicht weniger reizvollen Teil des Parks gelangt, wo Menschenhand noch nicht allzuviel regelnd eingegriffen hat, als Florian sich bei Barbara beklagte, daß er sie in letzter Zeit so selten zu Gesicht bekäme.

„Ich habe jetzt viel zu arbeiten, mein Lieber.“

„Das hast du doch immer. Und ich auch. Deshalb hatten wir früher doch mehr Zeit füreinander“, es klang gereizt und vorwurfsvoll.

Barbara blieb stehen und gab seinen feindseligen Blick nicht weniger trotzig zurück: „Nun, wenn du es durchaus wissen willst, ich habe jetzt noch eine Nebenbeschäftigung. Im Anschluß an das deutsche Literaturstudium mache ich einen Reitationskursus bei Wohlgerat mit, dem Sprecher im Bavarischen Institut.“

„Ich hatte schon immer große Lust zur Schauspielkunst“, erzählte sie im Weitergehen. „Bei dem Monolog des Krenprinzen Friedrich im ‚Preußengeist‘ von Paul Ernst bin ich mal so recht in Begeisterung geraten. In der Besprechung haben die Kommilitonen jede Kritik für überflüssig erklärt. Und Wohlgerat hat dem Urteil zugestimmt. Stell die das vor! Nach der Stunde rief er mich zu sich heran und fragte, ob ich schon der ‚Mibelungenschar‘ angehöre. Das ist eine Liebhaberschau spieltuppe an der Universität —“

„Ich weiß, aus ihr ist schon manches bedeutende Talent hervorgegangen. Der nächste Ruf erfolgt gewöhnlich bereits an die ‚Kammerbrett!‘. Ja, Kind, hättest du denn nicht Lust, deinen Beruf an den Nagel zu hängen?“

„Jetzt blieb Barbara stehen. „Wo denkst du hin“, rief sie so erregt aus, als müsse sie ein schwere Verurteilung von sich abweisen. Auf ihren Wangen brannten rote Flecke. „Gisela soll doch Malerin werden. Außerdem hat sie eine umfangreiche Stimme. Willst du geht sie sogar lieber zur Oper! Mir ihr mögen die Eltern noch genug Sorgen haben. Sie wird sich zu Hause nicht halten lassen. Und beide Kinder in freien Berufen! Das ist zu unsicher! Du lieber Himmel, die Eltern wären ja außer sich! Nein — nein — es bleibt schon dabei, daß ich auf dem Katheder thronen. Als Studienrätin habe ich eine gehobene Existenz, verdiene meine fünfshundert Mark!“

„Ein Spiekerideal! Was sind schon fünfshundert Mark!“, lachte Florian auf. „Jetzt denkst du wenigstens dran, mich Jungereidler auch noch mal damit durchzubringen! — Ich rechne später mit ganz anderen Summen! Unendlich viel Geld werde ich zusammentragen! Ich muß verschwendungssüchtig leben können, verstehst du, Kind? Königlich leben oder darben! Eins von beiden. Nur keine bürgerliche Aufmachung, wie es dir vielleicht vorwärtsweht, mit einem gehobten, aber beschränkten Einkommen!“

„Meinst du?“ Barbara entgeg ihm ihren Arm. Den spöttisch-überlegenen Blick konnte er in der wachsenden Dunkelheit nicht wahrnehmen, aber er ärgerte sich schon über den Klang ihrer Worte.



Heckenrose

Josef Lipp

„Ich dachte mir wohl, daß du in puncto Eiderheit und Verfertigung im Leben anderer Meinung sein wirst. Hast du so wenig Mut?“

„Natürlich, wann findt mir denn aus mal derselben Meinung!“

„— — — dennoch“, Florian nahm ihren Arm, „Barbara, du weißt, ich liebe dich.“ Er sprach die Worte leiser, in verändertem Ton, wie eine Bitte, aber doch ohne Hoffnung, als wüßte er, sie trage keine Erfüllung in sich. „Die vielen Stunden, die langen Monate, die ich mit dir verbracht und um dich war — alles umsonst! Arbeiten kann ich nicht mehr seit Wochen, denken kann ich nichts mehr als Tag und Nacht nur das eine: Du! Kein Schlaf, keine Ruhe! Erniedrigen muß ich mich vor dir! Betteln um deine Liebe. Aber du bist kalt! Kalt und herzlos! Viel Verstand und viele Worte! Aber kein Gefühl! Kein Vertrauen zu mir! Hungern läßt du mich. Überall muß ich darben. Meine Kunst bringt mir nichts ein. Meine Liebe bringt mir nichts ein. — — — Ein Hundsdasein!“

Er hatte sehr schnell gesprochen, so, als hätte er die Worte lange mit sich herumgetragen und sich endlich Luft gemacht. Mehrmals hatte Barbara versucht, ihn zu unterbrechen, aber vergebens. Er fuhr fort. Wie Faustschläge trafen sie seine Worte: „Nurgedacht bist du! Weil ich nicht heiraten kann, weil ich keine Aussichten habe, weil ich dir nichts bieten kann als meine Liebe — — —“

„Schweig still!“ Barbara lief ein paar Schritte voraus. „Kein Wort weiter! In welchem Ton sprichst du überhaupt zu mir?“

„Doch, jetzt sollst du es hören“, rief er ihr überlaut nach, „erkaufen muß man deine Liebe!“, dann verstummte er läch, erschrocken über seine eigenen Worte.

Aber es war zu spät. Vergebens versuchte er ihr klar zu machen, daß er nur aus ohnmächtiger Qual heraus so gesprochen habe. Begriff sie nicht, daß ihre ständige Abwehr seine Liebe rötig machte?

„Dann muß ich das tragen“, erwiderte sie sehr ruhig und bestimmt. „Ja, weiß, was ich tue, und warum ich so handle.“

Aus der Dunkelheit der schnell findenden Nacht leuchtete das friedliche Licht der ländlichen Gaststätte auf.

Sie konnten das Lokal vom Sommer her, wo es, im Grünen verbergen, einen traumlichen Eindruck machte. Jetzt war es einsam und kahl. Auch drinnen war es still. Sie waren die einzigen Gäste.

(Fortsetzung folgt.)

daher und will mich hochrechnen. Was wollen Sie denn endlich?" „Sie haben eine merkwürdige Art von Ihrer Kunst zu sprechen", wunderte sich Köder.

Doch da fing er an, Baba etwas sympathischer zu werden. „Ja, eine Kunst ist es, wahrhaftig, eine Kunst!" eiferte sie mit den Händen in der Luft herum. „In der Sie ganz aufgehen", setzte Köder begeistert hinzu. „Wo ich immer bereit bin und keinen Augenblick verjagen darf", strahlte Baba.

„Ich, diese Frau war doch wirklich eine Künstlerin, dachte Köder, obwohl sie ihm erst gar nicht idealistisch vorkam. Sein Herz hob sich. „Aber wo haben Sie eigentlich Ihre Instrumente?" fragte er, mit den Augen im Zimmer tuschend. „Was für ein Instrument?" staunte Baba. „Sagen Sie, wollten Sie vielleicht zu einem

Nervenarzt?" fuhr sie vorsichtig fort. „Aber nein, bin ich doch selber", winkte Köder ab. „Herr, dies ist mein Instrument", ihre Stimme klang wenig zart, und sie schwang ihren Tennisschläger durch die Luft, daß Köder seinen Kopf wegnehmen mußte. „Auch hygienisch", dachte er verzweifelt. „Wollen Sie mir nicht endlich Ihre blöde Fragezeit erklären?" funkelte ihn Baba an. „Verzeihung", flötete Dr. Köder, „ich habe mich wohl geirrt. Ich dachte, Sie wären Pianistin, weil ich hier abends immer so wundervoll Klavier spielen hörte."

Er wandte sich hastig zum Gehen. Im Flur hörte er noch, wie ihm ein tolles Lachen nachscholl. Danach schüttelte es ihn und er machte einen langen Spaziergang.

Als er zur Sprechstunde nach Hause

kam, trat ihm die Schwester schon in der Tür entgegen und flüsterte, daß heute ein besonders „schwieriger Fall" da sei. Er zogerte einen Augenblick, da vernahm er wieder die Klänge des herrlichen Mozarts-Menüets. Er riß die Tür auf und anschießend auch Mund und Nase. Im Sessel saß Baba im hellen Sportkleid, vor ihr auf dem Tischchen stand ein glänzendes Gramola. Da mußten beide fürchtbar lachen, und Baba erklärte, daß sie die Musik brauche, um nach dem oft sehr schweren Training, das sie als Tennismeisterin pflegte, wieder Entspannung und ausgeglichenes Rhythmus zu bekommen. Musikalisch sei sie gar nicht. —

Trotzdem wurde es eine prachtvolle Ehe, und Babas frische Vernunft tat sogar bei manchen „schwierigen Fällen" der Praxis Wunder.

Der Bigamist

Caritas-Dame zum Sträfling: „Ich bedaure nur Ihre Frau!"

„Welche? — Ich sitze nämlich wegen Bigamie."

Vorzüglich
und preiswert
speisen Sie

in GEISEL'S neuen

EXCELSIOR GASTSTÄTTEN

Auswahlreiche Menüs zu RM 1.50 / Löwenbräu-Biere vom Fass



Qualitätsdrucke

Graph. Kunstanstalt W. Schütz

München, Herrstr. 8-10, Tel. 20763

Daunendecken

Kunstseide, Füllung
reine Daunen,
39,— RM. an.

W. KAISER,
Nürnberg, Follitzstr. 35

NUR HYGIENIA

Die „Jugend" wirbt für Sie!

HEINLOTH & Co KDT-
GES.
MÜNCHEN 2 N.W. - ARNULFSTR. 26.

FERTISPR. 52547 **KLISCHEE**

Orbunde Gjöfn? Dann: KAFFEE HAG

Die Antwort des Wilden

Engländer (prahlerisch zu einem Zulu-Jüngling): „Die Sonne geht in unserem mächtigen Reiche nicht unter, sie scheint ewig auf englischem Boden."

Zulubauptling: „Wahrscheinlich will guter Gott Engländer nicht im Jenseits lassen, weil er ihm auch nicht traut."

Theater in München

Die Theater künden für den 1. bis 10. März 1938 folgenden Spielplan an (Änderungen vorbehalten):

Staatsooper:

- 1. März: Boccaccio (Franz von Suppé);
- 2. März: Cavalleria rusticana (Mascagni);
- Der Bajazzo (Leoncavallo);
- 3. März: Rigoletto (Verdi);
- 4. März: Der Waffenschmied (Lortzing);
- 5. März: Ein Maskenball (Verdi);
- 6. März: Tannhäuser (Wagner);
- 7. März: Schwarzer Peter (Schultze);
- 8. März: Keine Vorstellung;
- 9. März: Palestrina (in neuer Inszenierung) (Pfitzner);
- 10. März: Die Regiments-tochter (Donizetti) und Ariadne auf Naxos (Strauß).

Staatsschauspiel:

- Im Residenztheater: 1. März: Höllebauer Schimmel (Lipp); vom 2. bis 6. März Gastspiele von Käthe Dorsch;
- 2. März: Madame San Gène (Sardon);
- 3. und 4. März: Emilia Galotti (Lessing);
- 5. und 6. März: Kameliendame (A. Dumas der Jüngere);
- 7. und 8. März: Tanzgastspiel Hedi und Margot Höpfner;
- 9. März: Kameliendame; 10. März: Oper im Residenztheater.

- Im Prinzregententheater: 1. März: Diana im Bade (Schulenburg); abends Schwarzbrot und Kipfel;
- 2. März: Der alte Feinschmecker (L. Thoma);
- 3. März: Pfarrer von Kirchfeld (Anzengruber);
- 4. März: Der Traum ein Leben (Grillparzer);
- 5. März: Der Stier geht los

- (A. zur Nedden);
- 6. März: Typ auf Amalia (Fris Gottwald);
- 7. März: Der alte Feinschmecker;
- 8. März: Emilia Galotti;
- 9. März: Der Stier geht los;
- 10. März: Der Traum ein Leben.

- Kammerspiele im Schauspielhaus: 1. März: Raub der Sabinerinnen (Kadelburg);
- 2. März: Dame Kobold (Callerton de la Barca);
- 3. März: Das schöne Abenteuer (De Caillavet);
- 4. März: Raub der Sabinerinnen;
- 5. März: Das schöne Abenteuer;
- 6. März: Towarisch (Götz);
- 7. März: Das schöne Abenteuer;
- 7. März: Der Gigant (Billinger);
- 8. März: Das schöne Abenteuer;
- 9. März: Erstaufführung Margaret durch Drei (Schwieferl) und
- 10. März: Raub der Sabinerinnen. In Vorbereitung: Peer Gynt.

Bayrische Gespräche

Von Jo Hanna Köslér

Die Jenz vom Hohenbrenner ging
beichten.

„Hast a Todsünden begangen, Jenz?“
fragte der Parrer.

„A wengler schon, Hochwürden.“

„Hast vielleicht an Schatz?“

„Freili hab i an, Hochwürden.“

„Und fimmst er nachts gar zum Kam-
merfensterln?“

„Freili fimmst a, Hochwürden.“

„Und hast vielleicht gar 's Fenster auf-
g'macht?“

„Freili hab i dös, Hochwürden.“

„Und is er gar einstiegen, der Buar?“

„Freili is der dös, Hochwürden.“

„Und was hat er nachher g'macht?“

Jenz schwieg lange. Dann sagte sie:

„Ja, was machtesten nachher du, Hoch-
würden?“

Der Kaltenbrunner vom Auerberg ging
nach dem Sonntagsgottesdienst in die
Sakristei und wollte für seinen verstor-
benen Vater ein Jahresamt lesen lassen.

„Was tat denn dös nachher kost'n,
Hochwürden?“

Der Parrer verlangte neun Mark.

Langsam klaubte der Kaltenbrunner
aus seiner Börse zwei funfelnagelneue
Fünfmärkstücker heraus, legte sie auf den
Tisch und wandte sich zum Gehen.

„Kriegst noch a Mark raus, Kalten-
brunner“, sagte der Parrer.

„Da betst halt no an Rosenkranz dafür.“

Der Parrer sagte sanft:

„Dafür langts net ganz, da mußt noch
fünfsig Pfennige zulegen, Kaltenbrunner.“

Jetzt drehte sich der Bauer wütend um
und sagte:

„Na betst halt so weit, so weits für a
Mark langt!“

Sitzen sich da zwei Münchner im Hof-
bräuhaus gegenüber. Eine volle Stunden
sitzen sie schon da. Gelegentlich greift der
eine nach dem Maßfrug, gelegentlich der
andere. Sie reden kein Wort zusammen,
bis — ja bis der eine den Kopf hebt und
dem Andern dauernd ins Gesicht starrt.
Das währt so zehn Minuten. Dann sagt er:

„So!“

„Wey!“

„Sd!“

„Ja!“

„Was!“

„San Sd vielleicht der Moar?“

„Wey!“

„Sd!“

„Ja!“

„Ja.“

„Ja.“

Da schließt der Andere, ein wenig ent-
täuscht, das Gespräch mit dem bayrischsten
Wort, das zugleich ein Mißtrauen, einen
Tadel und ein Mißkannsdmüßvoormachen
enthält, ein Wort, kurz herausgestoßen,
und sagt:

„So!“

Das ist schon so bei uns auf dem Auer-
berg: der Dinzingerwaßl war zum Mili-
tär nach München eingezogen. Eines
Tages erlichen er bei seinem Hauptmann.

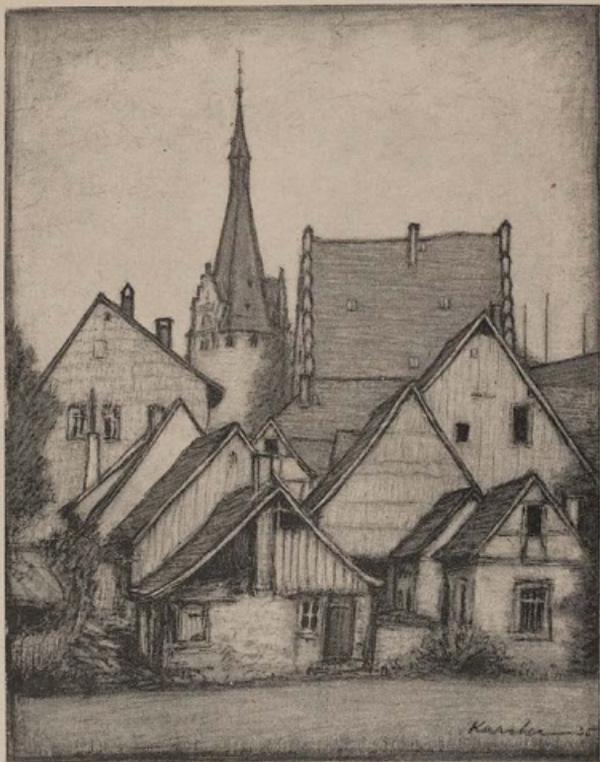
„Ich möcht gehorlsamt um acht Tag
Urlaub bitten —“

„Gleich acht Tage, Dinzinger?“

„Die Marie, mein Schwester, heiratet.“

„Eine Hochzeit dauert doch nicht acht
Tage?“

„Sell wohl nett, Herr Hauptmann.
Aber die Kindstauf hått i a gern mit-
g'macht, Herr Hauptmann.“



Niederbayerische Stadt

Karcher

Der Storch



Drei Seelen — ein Gedanke

Maxon